



# Glaubenssachen

---

Sonntag, 13. Oktober 2024, 08.40 Uhr

Mein Reich Gottes  
Von der Schwierigkeit, ungläubig zu sein  
Von Mathias Greffrath

Redaktion: Florian Breitmeier  
Norddeutscher Rundfunk  
Religion und Gesellschaft  
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22  
30169 Hannover  
Tel.: 0511/988-2395  
[www.ndr.de/ndrkultur](http://www.ndr.de/ndrkultur)

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Die ganze Nacht waren sie auf dem See gewesen, in der Morgendämmerung zogen sie die Boote an Land. Sie hatten nichts gefangen, sie waren müde und niedergeschlagen, erst spät sahen sie so die aufgeregten Menschen, die am Ufer einen Mann bedrängten; fast trieb der palavernde Pulk den Fremden ins Wasser. In seiner Not sprang der auf ein Boot, die Fischer schoben es ins Wasser. Da begann der Fremde zu reden, und die Menge wurde still. Als er gesprochen hatte, bedankte sich der Mann bei den Fischern; dann sagte er, beiläufig: „Fahrt doch noch einmal raus.“ Simon, der älteste der Fischer, winkte mürrisch ab. „Meister“, sagte er, „wir haben die ganze Nacht gearbeitet, wie verrückt. Und nichts, nicht ein Fischlein gefangen. Was soll das also nutzen?“ Doch irgendetwas im Blick des Fremden, im Klang seiner Worte war so stark, dass Simon den anderen Fischern zuwinkte: Versuchen wir es. Und sie fuhren noch einmal hinaus, auf den See Genezareth.

Die meisten von uns wissen wie die Geschichte weiterging: die Netze wurden so voll, dass die Boote fast sanken. Und die drei Fischer Simon Petrus, Jakobus und Johannes folgten noch an diesem Tag dem Fremden.

Das ist eine große Szene, die Lukas da beschreibt. Von allen Evangelisten hatte er die größte Begabung für starke Bilder. „Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet, und nichts gefangen“ – Heinrich Schütz hat die Szene vertont, für Orgelpositiv und zwei strahlende Tenorstimmen, mitten in den Wirren des 30jährigen Krieges, „aber auf Dein Wort will ich das Netz auswerfen“. Diese 23 Takte haben mich seit meiner Studentenzeit begleitet, sie wirken immer wieder wie ein Stimulans auf mich: dieser Aufschwung von der Müdigkeit, der Resignation, dem Aufgeben zum Neuanfang, zum Aufbruch – auf ein Wort hin. Ein Wort Jesu.

Aber muss es Jesus sein? Denn: gläubig bin ich nicht. Getauft aus Konvention, konfirmiert aus Konvention, aber kein gläubiger Christ. Ich nehme an, es gibt viele wie mich. Die Bibel lese ich, wie ich Epen, Mythen oder Märchen lese. Und ich habe Schwierigkeiten, mich in gläubige Christen einzufühlen. Etwa in meinen Deutschlehrer im Gymnasium, einem Mann, der so charismatisch über den Faust reden konnte oder den Wallenstein, dass er das Pausenklingeln nicht hörte, und wir auch nicht. Ihm verdanke ich meine ersten großen Bekehrungen zur Literatur, zur Architektur, zur Kunst. Er hatte, eine Seltenheit unter Lehrern damals, alle Bände der linken edition suhrkamp in seinem Bücherschrank. Uwe Johnson mochte er, Brecht nicht, allerdings mit der Einschränkung: Solange die Verhältnisse so sind, wie sie sind, habe er wohl recht - auch wenn der Kommunismus, dem der Dichter anhängte, eine Ersatzreligion sei.

Und dann geschah es, dass ich diesen Herrn Müller vom Abendmahl kommen sah. Es war in einer gotischen Kirche, die wir mit der Klasse besuchten. Da kam also mein Lehreridol, die Hände fromm gefaltet, die Augen verzückt geschlossen, vom Altar zurück. Dass dieser aufgeklärte Mann augenscheinlich glaubte, er habe den Leib des Herren zu sich genommen, das ging mir ebenso wenig in den Kopf, wie dass er sich zu den Dogmen von der jungfräulichen Geburt, der Auferstehung von den Toten, dem Ewigen Leben bekannt hatte. Es war mir so fremd, wie das Auswendiglernen des Kleinen Katechismus im Konfirmandenunterricht des düsteren Pastor Kwiatkowski. Ich erinnere mich, dass ich es danach eine Weile mit Beten probiert habe, doch das Gegenüber blieb stumm in mir. Aber geglaubt – geglaubt habe ich, schon bald nach der Konfirmation, an Bertolt Brecht. Was ich an Weltfreude, an Empörung, auch an Trostbedürftigkeit in mir trug, und an Suche

nach etwas, an das ich mich anschließen kann - das drückten seine Balladen, seine Verse aus. Meinen Konfirmationsspruch habe ich längst vergessen, aber nicht die ersten Verse, die ich von Brecht las. Etwa diesen:

„Sorgt doch, daß ihr die Welt verlassend  
Nicht nur gut wart, sondern verlaßt  
Eine gute Welt!“

Brecht und nicht die Bibel. Ich bin also das, was der große deutsche Soziologe Max Weber „religiös unmusikalisch“ genannt hat. Unmusikalisch, das klingt wie eine Bitte um mildernde Umstände: Ich würde es ja gern können, aber, entschuldigen Sie, ich kann es einfach nicht.

Wenn man religiösen Glauben in Analogie zur Musikalität versteht, was heißt das? Glaubenkönnen, so lese ich es bei einem zeitgenössischen Theologen, ist keine Frage der Entscheidung, man verfügt nicht darüber. Man kann ihn nicht erwerben, er wird einem, wie die Musikalität *gegeben*, er ist eine Gabe, eine Begabung. Aber woher kommt sie?

Es gibt kein Gen für Musikalität, höchstens für die Länge der Stimmbänder. Und ebenso gibt auch keinen Bereich im Gehirn, der für Religion zuständig wäre. Die Möglichkeit für beides ist in uns angelegt, aber diese Anlage muss entwickelt werden. Wer von Kindheit an, und vielleicht schon im Mutterleib Melodien und Harmonien hörte, der wird auch später singen.

Und so ist es auch mit der Fähigkeit, zu glauben. Etwas flapsig gesagt: Wenn Hänschen von seinen Eltern nicht beten lernt, wird Hans kaum glauben. Und auch wenn sich das kindliche Bild des „lieben Gottes“, der, wie es im Lied heißt, die Wolken gezählt hat, und der auch „mich kennt und mich liebt“, später verliert: wem sich diese Bilder und Worte in die kindlichen Neuronenbahnen gebrannt haben, bei dem bleibt, so denke ich, das Grundgefühl einer Gewissheit, dass eine Instanz mich kennt, mich beurteilt, und der ich mich anvertrauen kann.

Ich bin also nicht religiös geworden, mir fehlte der, ich zitiere einen Religionsforscher, „der institutionell fest verankerte Glaube an die Existenz unsichtbarer übermenschlicher Mächte, der durch Praktiken der Kontaktaufnahme und Kommunikation mit ihnen“ stabilisiert wird, mit Hilfe einer kulturellen Institution, die so alt ist wie die Menschheit, und die für drei Viertel der Menschheit – vielleicht auch mehr – immer noch Gültigkeit hat. Denn auch im 21. Jahrhundert, in einer Welt, die durch Wissenschaft und Rationalität geformt wird, glaubt die überwältigende Mehrheit der Erdbewohner an jenseitige Mächte: an Shiva, an die Pacha Mama, an Elfen, an feinstoffliche Geister, an Naturgötter, oder eben an eine der drei Varianten des abrahamitischen Gottes. Und die meisten Menschen, die man fragt, glauben, dass ihre Existenz mit dem Tod nicht aufhört – auch wenn die Vorstellungen vom Jenseits vage sind.

„Gibt es keine Auferstehung der Toten, so ist auch Christus nicht auferstanden. Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist unsere Predigt vergeblich, so ist auch euer Glaube vergeblich.“ Mit diesem Satz aus dem Korintherbrief des Paulus begann der Aufstieg des weltmissionierenden Christentums. Die Auferstehung, sie ist immer noch ein Kerndogma

aller christlichen Kirchen. Wer an ihr rührt, oder sich mit symbolischen Deutungen begnügt, der bekommt es mit den kirchlichen Autoritäten zu tun. Für den abgedankten Papst Benedikt ist sie „nicht das Ergebnis von Spekulation oder mystischer Erfahrung“, sondern ein Geschehen, das sich „zu einem exakten Zeitpunkt der Geschichte ereignet und in ihr eine unauslöschliche Prägung hinterlassen hat“.

In der Tat hat der Glaube an die Auferstehung der Toten eine „unauslöschliche Prägung in der Geschichte hinterlassen“. Länger als ein Jahrtausend lang hat dieser Glaube an ein individuelles Fortleben nach dem Tod die westliche Zivilisation geformt. Diese Verheißung – und ihre überkonkrete Ausgestaltung in den Jenseitsorten Himmel, Hölle, Fegefeuer – hat das Lebensgefühl und die Auffassungen von Gut und Böse geprägt. Sie hat Menschen zu kulturellen Höchstleistungen getrieben; aber auch die Elenden der Welt ihr Los ertragen lassen – im Hinblick auf ein Jenseits, in dem sie von Not, Erniedrigung und Ausbeutung frei sein werden. Das Verschwinden dieser Gewissheit hat eine große Lücke in den Seelen der Menschen gerissen; die brutale alttestamentarische Erkenntnis, dass wir „sterben wie das Vieh“, stürzt jeden Menschen, der sich ihr stellt, in Verzweiflung. Und die Erkenntnis, dass mit dem Tod meine Welt untergeht, ist eine der stärksten Triebkräfte für besitzfixierten Individualismus, für Lebensgier und Konsumismus.

In letzter Zeit denken Philosophen, Soziologen und Politiker wieder verstärkt über Religion nach – und das nicht nur wegen der Zuwanderung von Muslimen aus den ärmeren Regionen der Welt. Die Rede vom „post-säkularen“ Zeitalter macht die Runde, von der Sehnsucht nach „Wiederverzauberung“ einer durchrationalisierten Welt. Denn Wissenschaft kann uns die Welt erklären, aber nicht das Gefühl geben, in ihr heimisch zu sein. Moral muss sich nicht auf ein göttliches Gebot stützen, sie kann auch aus der Vernunft begründet werden, aber die Vernunft allein kann nicht unser Gewissen prägen. Es muss etwas dazu kommen.

Aber was? Die Philosophie des Bürgertums, die milde Naturreligion Goethes, der Seid-Umschlungen-Millionen-Humanismus Schillers, sie blieben auf die bürgerliche Oberschicht beschränkt – und oft genug als „Seelenmöbel“ für die gehobene Innerlichkeit, wie der nüchterne Max Weber in seiner Religionssoziologie spottete. Neben diesen intellektuellen Stellvertretern eines abgelegten Christenglaubens blühten die Jenseitsverheißungen des Spiritismus und des Neuheidentums auf und, nicht erst heute, die Anleihen beim Buddhismus oder hinduistischen Wiedergeburtstheorien. Und für die naturwissenschaftlich Gebildeten gibt es den schwach pantheistischen Trost, dass die unsterblichen Atome, in die sich unser sterblicher Körper auflöst, in den Kreislauf der Natur eingehen. Sie alle verheißen nur eine verdünnte Variante des Lebens im Jenseits. Was allen gemeinsam ist: sie können über die Sterblichkeit hinwegtrösten, aber in ihnen gibt es kein personales Gegenüber, zu dem wir beten, kein „Du“, an das wir uns in unserer Not wenden, das uns verpflichtet und zu uns spricht.

Irgendwie gibt es keinen guten Ersatz für Jesus Christus. Und deshalb kommen auch religiös Unmusikalische nicht so leicht an ihm vorbei. „Ich glaube nicht, dass ein Mensch von den Toten zurückgekehrt ist“, schreibt der französische Autor Emmanuel Carrère in seinem Buch „Das Reich Gottes“, „aber man kann es glauben, und dass ich es selbst geglaubt habe, weckt meine Neugier.“ Carrère berichtet in einem spannenden Selbstversuch, wie er, der aufgeklärte, ungläubig erzogene Schriftsteller im Alter von

dreißig Jahren in einer existenziellen Krise seine Rettung in der Bekehrung zum Christentum fand und dogmengetreu glaubte: an die Auferstehung Christi, die Jungfrauengeburt, die Wunder. Zwei Jahre lang ging er täglich zur Messe, zum Abendmahl, zur Beichte, verstand sein Leben in der Nachfolge Jesu – dann aber verlor sich der Glaube wieder. Zwanzig Jahre später versteht er sein Handeln von damals nicht mehr. Und fragt sich: Was war das? Nur eine religiöse Neurose, in einer seelischen Notlage? Mehr nicht?

Carrère ist irritiert und beginnt, die Urgeschichte des Christentums zu erforschen. Liest die Evangelien und entdeckt ihre politischen und religionsstrategischen Dimensionen, die unterschiedlichen Interessen, die hinter deren Varianten stecken: er erzählt vom Kampf um die Deutungshoheit, vom Streit über die Wunder – vor allem das der Auferstehung. Diese innerchristlichen Glaubenskämpfe dauerten zwei Jahrhunderte an, bis das Brodeln sich – nicht ohne harte, gelegentlich gewaltsame Überzeugungsarbeit – beruhigte, bis, unterstützt und benötigt vom Römischen Kaiser, die Einheitlichkeit des christlichen Glaubens hergestellt – und das Christentum zur Staatsreligion erhoben wurde.

Von nun an verwaltete eine Kirche die Heilsgüter. Sie legitimierte die Herrschaft und vertröstete die Unterdrückten auf ein Jenseits: Theologen erfanden Himmel, Hölle und Fegefeuer, Künstler malten sie aus nach dem Modell irdischer Paläste und Folterkammern. Christliches Erbe, das ist beides: die Kirche der Mächtigen, der Kreuzritter und Kolonisatoren, und die Kirche der Armen und Elenden. Ein Christentum der Innerlichkeit und eines, das den Himmel auf die Erde holen wollte. In allen diesen Schattierungen wurde diese Kirche zur prägendsten Kraft der europäischen Kultur. Die gotischen Kathedralen, in denen sich die Verehrung Gottes mit dem Selbstdarstellungswunsch städtischer Bürger verband; die Klöster, in deren weltflüchtiger Abgeschlossenheit neue Techniken erfunden, die antike Philosophie überliefert und karitative Netze geknüpft wurden; die Werke der Kunst und Literatur, in denen die Schönheit und die Grausamkeit des Lebens, die Leidenschaften der Menschen, die Dramen der Geschichte sich jahrhundertlang von den Narrativen der Bibel inspirieren ließen; und schließlich die Musik – all das wuchs zum größten Teil in einer christlichen Gedankenwelt heran – und sei es in der Opposition zu ihr. Die Gedanken der Aufklärung selbst wurden von Geistlichen vorgedacht, und die ersten Aufstände der Bauern und der Wiedertäufer beriefen sich auf die urchristlichen und güterkommunistischen Gemeinden, auf den Geist der Gerechtigkeit in der Tora, auf die Worte des Jesus von Nazareth.

In seinem Buch über „Das Reich Gottes“ zitiert Emmanuel Carrère aus der „Quelle Q“, einer Sammlung von Sprüchen Jesu, aus der die Evangelisten geschöpft haben müssen. Nirgendwo deutlicher als in diesem verschollenen, aber rekonstruierten Dokument höre man Jesus Stimme, die Seligpreisungen der Bergpredigt, aber auch Sätze wie diese: „Nicht im Erwarten wird das Königreich kommen... (es ist) ausgebreitet über die Erde, und die Menschen sehen es nicht“. Von Wundern, von Auferstehung ist nichts zu finden in der Quelle Q, und der da spricht, nennt sich weder Christus noch Messias noch Sohn einer Jungfrau. Nur Menschensohn. Die Worte, die er spricht, sind einfach, wie die Worte aller großen Lehrer in der Geschichte der Menschheit – Buddha, Konfuzius –, es sind Gesetze des Lebens eher als Vorschriften. Am Ende seiner Lektüre zitiert der ungläubige Carrère die Priesterknechte, die sich weigerten, Jesus gefangenzunehmen: „Nie hat ein Mensch so gesprochen wie dieser Mensch.“

In Deutschland schrieb der Schneider Wilhelm Weitling drei Jahre vor dem „Kommunistischen Manifest“ sein „Evangelium der armen Sünder“. In seinem „Bund der Gerechten“ predigte er eine am Urchristentum orientierte Befreiungstheologie. Die jungen Atheisten des deutschen Idealismus, vor allem aber die Arbeiterbewegung und Marx, bekämpften ein Christentum, dessen Kirchen im Bündnis von Thron und Altar verharrten – auf der anderen Seite bekämpften die etablierten Mainstream-Kirchen die neu entstehenden sozialen Bewegung. Die Berufung auf Jesus – nicht den Vergöttlichten und Auferstandenen, sondern den großen Lehrer der Menschheit hätte ein Bündnis stiften können. Aber dieses Bündnis wurde verpasst: die Welt sähe vielleicht anders aus, wäre es entstanden.

Die Kirche ist von dieser Welt, sie wird getragen von Menschen mit allen menschlichen Eigenschaften: Demut wie Herrschsucht, Gemeinschaft wie Konkurrenz, Barmherzigkeit wie Gier, Revolte und Unterwerfung. Das ist das eine; und das andere ist die Schrift: die realistischen, oft brutalen Prophetenworte des Alten Testaments – und die des Jesus Christus. Wie sie gelesen werden, wozu sie anstiften – das ist so unterschiedlich und so widersprüchlich wie die Menschen. Aber diese Worte durchziehen das Gewebe unserer Kultur, auch da, wo wir ihren Ursprung nicht kennen. Und ihre Wirkung kann beträchtlich sein, wenn auch, wie in meinem Fall, auf Umwegen: „Gewisse Bibelworte nicht totzukriegen. Sie gehen durch und durch. Man sitzt unter Schauern, die einem, unter der Haut, den Rücken lang herunter streichen, wie bei der Liebe“ – so notiert es der Student Bertolt Brecht in sein Tagebuch. Seine Großmutter, sagte er, habe wunderbar erzählt, besonders aus der Bibel.

Das gesamte Werk des Dichters, den mein frommer Deutschlehrer nur zähneknirschend akzeptierte, der mich mehr überzeugt hat als der Konfirmandenunterricht, dieses Werk ist durchzogen von direkten und indirekten Zitaten aus der Bibel, zur Verwendung in der Gegenwart. Da ist die Heilige Johanna der Schlachthöfe, die vergebens den Kapitalisten predigt und sterbend diese Worte sagte, die sich mir eingebrannt haben – und denen niemand genügt, wie niemand denen der Bergpredigt genügt:

„Sorgt doch, daß ihr die Welt verlassend  
Nicht nur gut wart, sondern verlaßt  
Eine gute Welt!“

Da ist das Lied von der Moldau, ein Magnifikat im Volkston: „Das Große bleibt groß nicht und klein nicht das Kleine“. In der Dreigroschenoper wird das Wunder der Speisung der 5000 zu einem Appell für irdische Gerechtigkeit: „Erst muss es möglich sein auch armen Leuten/Vom großen Brotleib sich ihr Teil zu schneiden.“ Biblisch der Klang von Brechts Gleichnissen: „Der reiße Strom wird gewalttätig genannt/Aber das Flussbett, das ihn einengt/Nennt keiner gewalttätig.“ Biblisch die Predigt an die Verzagten „Wer noch lebt, sage nicht niemals!/.../Wer niedergeschlagen ist, der erhebe sich!/.../Denn die Besiegten von heute sind die Sieger von morgen//Und aus niemals wird heute noch.“ – mit ähnlichen Worten, so kommt es mir vor, machte Jesus den Fischern Mut, noch einmal auf den See Genesareth hinaus zu fahren. Mit einer Kraft, die zum Wort wird, das, einmal gesprochen, weiterwirkt in der Geschichte. Etwas davon hat auch der siebzehnjährige Brecht schon geahnt, in seiner Version der Auferstehungsgeschichte: „Als sie gehetzt und müde/Andern Abends wieder zum Grabe kamen/Siehe da blühte/Aus dem Hügel jenes

Dornen Samen./Und in den Blüten, abendgrau verhüllt/Sang wunderleise/ Eine Drossel süß und mild/eine helle Weise./Da fühlten sie kaum/mehr den Tod am Ort/Sahen über Zeit und Raum/Lächelten im hellen Traum/Gingen träumend fort.“

Das Menschheitswissen und die Menschheitssehnsüchte, die in den einfachen Worten des Tischlers aus Galiläa konzentriert sind, sie finden immer neue Übersetzungen. Und sie wurden zum Glutkern einer weltumspannenden Kirche. Auch der Dichter Brecht schloss sich einer Kirche an: der gottlosen Kirche des Kommunismus. Die ist an ihrer Machtanmaßung gescheitert, und die Gedichte, die Brecht in ihrem Auftrag schrieb, sind nicht seine besten. Dagegen aber steht seine demütige Beichte und die Botschaft an die Nachgeborenen: „Ach wir, die wir den Boden bereiten wollten für Freundlichkeit/Konnten selbst nicht freundlich sein./Ihr aber, wenn es so weit sein wird/Dass der Mensch dem Menschen ein Helfer ist/Gedenkt unser/Mit Nachsicht.“

„Was mich am meisten erstaunt“ schreibt Emmanuel Carrère, „ist nicht, dass sich die Kirche derart weit von ihrem Ursprung entfernt hat, sondern, im Gegenteil, dass sie nach wie vor die Treue zu diesem Ursprung zu ihrem Ideal erklärt, selbst wenn sie es nicht schafft, treu zu bleiben. Niemals wurde vergessen, was am Anfang stand.“

Und so werfen immer neue Menschenfischer ihre Netze aus, mal weltliche, mal spirituelle. Und manchmal, fällt beides glücklich zusammen. Auf diese nicht erlöschende Erneuerungsfähigkeit zu setzen und an Rückschlägen nicht zu verzweifeln, sondern auf ein Wort hin sich aufzurappeln – vielleicht ist das die demütigste und die realistischste Form, zu glauben: Ich nenne das Weltfrömmigkeit.

\* \* \*

Zum Autor:

Mathias Greffrath, Soziologe und Autor; schreibt u.a. Essays für den Norddeutschen Rundfunk, Zeit und Süddeutsche Zeitung, die deutsche Ausgabe von le monde diplomatique und die tageszeitung